

Zeitschrift: Horizonte : Schweizer Forschungsmagazin
Herausgeber: Schweizerischer Nationalfonds zur Förderung der Wissenschaftlichen Forschung
Band: 24 (2012)
Heft: 94

Artikel: Sehr teure Journals
Autor: Amrhein, Valentin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-967916>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Sehr teure Journals

Internationale Grossverlage kontrollieren den Zugang zum Wissen. Selbst Bibliotheken reicher Länder können die Abonnemente wissenschaftlicher Zeitschriften nicht mehr bezahlen. Die Zukunft gehört Open Access. Von Valentin Amrhein

Stellen Sie sich vor, Sie verlegen wissenschaftliche Zeitschriften. Anders als bei anderen Verlagen arbeiten Ihre Leser als Gutachter und Herausgeber. Ihre Autorinnen und Autoren verwenden den grössten Teil des Arbeitslebens darauf, die am besten recherchierten Texte für Sie zu produzieren, die derzeit geschrieben werden. Ausserdem sind Ihre Autoren gleichzeitig Ihre Leser und kontrollieren sich gegenseitig: Dadurch werden die Artikel in Ihren Zeitschriften immer besser. Sie sind für die Autoren zur allgemein akzeptierten Währung geworden, die man gegen Arbeitsstellen eintauschen kann. Sie selber verkaufen die Zeitschriften so gut, dass der Gewinn bis zu einem Drittel Ihres Umsatzes beträgt. Das liegt auch daran, dass Ihre Autoren, Gutachterinnen und Herausgeber kostenlos für Sie arbeiten.

Wenn Sie sich angesprochen fühlen, dann gehören Ihnen wahrscheinlich Wiley-Blackwell, Springer oder Elsevier. Die drei internationalen Verlage publizieren über 40 Prozent der Arbeiten, die gegenwärtig in wissenschaftlichen Zeitschriften erscheinen. Nun hat niemand etwas dagegen, dass die Verlage Geld verdienen. Denn das System funktioniert, die

Artikel sind gut. Allerdings profitieren die Verlage davon, dass die publizierenden Forscherinnen und Forscher zum grossen Teil an Hochschulen und Universitäten arbeiten, die von den Steuerzahlern getragen werden.

Rasant steigende Preise

Die Allgemeinheit bezahlt also die Texte. Das Problem ist nur: Sie hat nach der Publikation keinen Zugriff auf die Texte. Die Hochschulen müssen die Artikel und Zeitschriften durch Lizenzierung von den Verlagen zurückkaufen, also Zeitschriften-Abonnemente erwerben, damit zumindest die Wissenschaftler Zugang zu den Texten haben. Das kommt die Steuerzahler sehr teuer.

«Die Grossverlage erhöhen die Preise wissenschaftlicher Zeitschriften pro Jahr zwischen 5 und 10 Prozent», sagt Christian Fuhrer von der Hauptbibliothek Universität Zürich. Im April 2012 schlug die Harvard Library, eine der grössten wissenschaftlichen Bibliotheken der Welt, Alarm: Sie könne die jährlich fast vier Millionen Dollar teuren Abonnemente einiger Grossverlage nicht mehr bezahlen. Die Hauptbibliothek Universität Zürich zahlt laut Jahres-

bericht 2010 jährlich 4,6 Millionen Franken für die Abonnemente wissenschaftlicher Zeitschriften. Das sind über 80 Prozent des gesamten Aufwandes dieser Bibliothek. Das Abonnement einer einzelnen Zeitschrift kann bis zu 20 000 Franken kosten.

Subventionierte Monopole

Woher kommen die enormen Preissteigerungen? «Die Verlage machen geltend, dass sie immer ausgefeiltere Dienstleistungen anbieten», meint Fuhrer. «Kritiker erwidern, es handle sich nicht um einen freien Markt, sondern um eine Subventionierung von Quasi-Monopolisten durch Steuergelder. Viele Zeitschriften haben so etablierte Namen, dass die Forscher sie lesen und in ihnen publizieren müssen, um ihre Reputation zu fördern. Daher müssen die Universitätsbibliotheken die Abonnemente bezahlen.»

Christian Fuhrer koordiniert an der Universität Zürich den Bereich Open Access. Die Leitlinien der Universität Zürich – und anderer Hochschulen – verlangen, dass sowohl die Forscher als auch andere interessierte Personen die an der Universität entstandenen wissenschaftlichen Texte kostenlos einsehen können. Zur Durchsetzung dieser Forderung werden weltweit zwei verschiedene Strategien verfolgt. Einerseits werden die Artikel nach ihrer Publikation durch die Verlage als Dateien auf Dokumentenserver gestellt, auf sogenannte Repositorien, und stehen dort frei zur Verfügung. Bei den Dateien handelt es sich oft nicht um die fertige Verlagsversion, sondern um das begutachtete Autorenmanuskript. Vor der Publikation durch den Verlag müssen die Forscher in den meisten Fällen vertraglich zusichern, dass sie die definitive Version nicht öffentlich zugänglich machen. Wenn sie die Artikel trotzdem auf ihre Webseite stellen, weil sie finden, dass es sich um ihre Arbeit handle, handeln sie illegal.

Christian Fuhrer sieht als einen der gegenwärtigen Trends die weitere Verankerung und Vernetzung von Repositorien. Im Repository der Universität Zürich, Zurich Open Repository and Archive, sind fast 45 Prozent der Publikationen von 2011 als Vollversionen frei zugänglich. Das ist international ein hoher Wert. Aber der Weg über die Repositorien stösse an seine Grenzen, meint Fuhrer, denn viele Artikel, vor allem die begehrten definitiven Verlagsversionen, würden von den Zeitschriften nicht freigegeben.

Die Zukunft gehört daher wohl der zweiten Strategie. Die wissenschaftlichen Zeitschriften sollten nicht nur einzelne Artikel, sondern ihren gesamten Inhalt im Internet kostenlos zugänglich machen. Die Public Library of Science (PLOS) bietet seit einigen Jahren reine Open-Access-Zeitschriften an. Das Prinzip: Die Universitäten oder Forschungsförderer bieten nicht mehr den Verlagen Texte an und kaufen

die fertigen Produkte per Abonnement zurück, sondern bezahlen den Verlag bereits beim Einreichen eines Artikels für die öffentlich zugänglich gemachte Publikation. Weil so die Abonnemente und der damit zusammenhängende administrative Aufwand wegfielen, käme eine komplette Open-Access-Lösung die Universitäten und Forschungsförderer sogar etwas billiger, sagt Fuhrer. Das Problem sei nun, die etablierten Zeitschriften zur Umstellung auf Open Access zu bewegen.

Die Verlage wären wohl nicht abgeneigt, weil sie auch mit der Direktbezahlung für die freie Veröffentlichung Gewinne machen könnten. Sie argumentieren aber so, wie man das bei grossen politischen Weichenstellungen gewöhnt ist: Nämlich dass alle internationalen Verlage gleichzeitig auf Open Access umstellen müssten, weil die Vorreiter sonst benachteiligt wären. Gefragt ist also internationale oder zumindest nationale Koordination. In Deutschland gibt es bereits Allianzen der Forschungsförderer, die bei Lizenzverhandlungen mit Verlagen Open-Access-Komponenten ausgehandelt haben. «Die Schweiz muss aufpassen, dass sie nicht ins Abseits gerät», sagt Christian Fuhrer. «Auch bei uns sollten sich Forschungsinstitutionen zusammentun, um auf nationaler Ebene mit Grossverlagen über die Einführung von Open Access zu verhandeln.»

Lesen strengt an – und kostet: Haben Studierende (links, in der Bibliothek der juristischen Fakultät der Universität Zürich) bald keinen Zugriff mehr auf Journals (unten: an der ETH Lausanne)?

Bilder: Gaetan Bally/Keystone (links) Francesca Palazzi

